

Ob das Männlein durch diese milde Gabe erlöst wurde? Geschen hat es niemand mehr. Aber ganz geheuer ist es auch heute noch nicht im Heiligenholz. Immer wieder erlebt ein Bauer, daß dort seine Pferde scheuen.

Wie das Herrieder Kloster gegründet wurde

In alten Zeiten war das ganze Herrieder Land ein großer Urwald. In dieser Wildnis hauste als einziger Mensch weit und breit Deokar (= Dietker), ein frommer Mönch. Er hatte sich in der Nähe der Altmühl eine größere Lichtung gerodet, um Platz für sich und ein paar Felder zu gewinnen.

Doch nicht immer war er Einsiedler gewesen. In seiner Jugend kam er weit herum. Er lebte als Edelfreier am Hofe Karls, damals König der Franken. Dieser schätzte ihn so sehr, daß er ihn zu seinem Beichtvater erwählte.

Als nun Karl der Große wieder einmal in die Gegend seiner Königsgüter von Königshofen und Feuchtwangen kam, besuchte er auch seinen alten Beichtvater. An der Altmühl, wo er hauste und seine Kapelle gebaut hatte, ließ er sein Gefolge zwischen den lichten Birken des Auwaldes warten; kein Eisenklirren noch Schwertergerassel sollte die heilige Stille stören. Nur zwei Edelknaben begleiteten ihn, die seinen langen Königsmantel wie eine Schleppe trugen, so schritt der große Karl würdevoll auf die hölzerne Kapelle zu. Kein Laut, kein Ruf, kein Wort ertönte, der Platz lag wie ausgestorben. Plötzlich hörte man Schritte in der Kapelle und im nächsten Augenblick trat Deokar in schwarzer Kutte aus dem Dunkel. Das gab ein herzliches Wiedersehen für beide! In seiner Freude wollte er den Einsiedler reich beschenken und fragte ihn nach seinen Wünschen. Dieser besann sich nicht lange. Er erbat nichts für sich, nur Grund und Boden für ein Kloster. Gerne erfüllte der große Karl diesen Wunsch und gab ihm alles Land in weitem Umkreis.

Darauf entstand das Herrieder Kloster. Deokar wurde sein erster Abt. Karl der Große aber ist der fromme Stifter. So erzählt ein Gemälde in der Herrieder Stiftskirche unsere Sage. Wers nicht glaubt, gehe selber hin und sehe nach.

Aus: „Am Sagenbrünnlein des Landkreises Feuchtwangen“, Feuchtwanger Heimatbogen, Herausg. v. Bez. Lehr. Ver. Feuchtwangen u. Bechhofen, Bearb. v. Karl Rüger.

Ansbach

Von Dorothee Kiesselbach

I.

In einer weiten Mulde von Wiesen und Äckern geborgen ruht die Stadt Ansbach. Das nördliche und das südliche Deutschland haben an ihr gebaut und strenge Verschlossenheit steht neben gelöstem Behagen. Die Jahrhunderte haben sich wie Ringe um ihren Kern geschlossen, und jeder dieser Ringe trägt die Zeichen der Ansbacher Geschichte, die auch der letzte Krieg hat bestehen lassen. Das Schicksal der Stadt hat in vielen Händen gelegen. Seit der Grün-

dung des Gumbertus-Klosters im Jahre 748. Von Fürsten ersteigert und weiter verkauft ist es erst preußisch und 1806 dann bayerisch geworden.

Vor den Toren der inneren Stadt stehen in langen Zeilen die Häuser ausgerichtet nebeneinander. Die Alleen laufen geradlinig von der Weite des Landes über Hügel und Senkungen auf die Stadt zu, die Straßen machen korrekte Viertelwendungen, und erst hinter den Resten der alten Mauer verschlingen sie sich zu einem wirren Knäuel. Biedermeierliche Beamtenparsamkeit wohnt hinter dem schläfrigen Gleichmaß ihrer Fassaden und überläßt ehrgeizlos allen Reichtum und Glanz dem markgräflichen Hof. Mit dem Stolz braver Untertanen blicken die schmucklosen Häuser auf die Pracht des Schlosses und haben in puritanischem Ernst Bäume und Grün vor ihren Fenstern verbannt. Nur auf der breiten Promenade vor dem Schloß und der rechtwinklig anstoßenden Maximilianallee, hat sich eine zweireihige Garde kugeligere Akazienbäume aufgefplant zur Parade. Als der letzte Markgraf längst sein Land aufgegeben hatte und Ansbach erst preußisch, dann bayerisch geworden war, zehrten die Bürger noch von dem Glanz der erloschenen Herrschersonne.

„Ich habe damals“, so erzählt der Ansbacher Kinderdichter Friedrich Güll, „noch Atlasfräcke und blaugeringelte Seidenstrümpfe gesehen, alte Junggesellen in farbigem Frack, alte Jungfern im Kostüm der Kaiserin Josephine, Schulmeister mit dreieckigem Hut und Dutzende von fast unbeschreiblichen Stadtoriginalen. Dazu all die wandernden markgräflichen Hofruinen: Der Hofhaiduck, der Kammermohr und all der höheren und höchsten Chargen nicht zu gedenken.“

In dieser Zeit der verschlafenen Rückbesinnung wurde von Nürnberg der Findling Kaspar Hauser nach Ansbach geschickt, damit er in der kleinen Stadt Ruhe fände vor dem Lärm und der Neugier, die ihn seit seinem Auftauchen verfolgten. Man hatte den Jungen, der all seine Jahre bisher in einer dunklen, niedrigen Zelle bei Wasser und Brot verdämmert hatte, ohne andere Menschen gesehen und gesprochen zu haben, wie ein Tier zur Schau gestellt, Experimente mit ihm betrieben, ihn Fürstensohn oder Betrüger geheißt und allerlei Mutmaßungen über seine Herkunft angestellt. Nun sollte er in der stetigeren Obhut des Ansbacher Lehrers Meyer das Pensum des Lebens nachholen.

Fünf Jahre nur lebte er in den Wirren der Welt, nachdem er den dunklen Kerker seiner Jugend verlassen hatte, fünf Jahre ist er bewundert, beargwöhnt und verlacht worden und am 14. Dezember 1833 von einem Unbekannten ermordet. An dem Platz im Hofgarten zu Ansbach, wo ihn der Fremde erstach, steht ein Gedenkstein: *Hic occultus occulto occisus est*. Hier fand ein Geheimnisvoller, geheimnisvoll seinen Tod.

Am Nordhang hinter einer Mauer schläft grünumspunnen ein Schloß, in der Wildnis eines verwunschenen Gartens. Unter den hohen Büschen sind die Halme geknickt und dicht an die Erde gepreßt, ein verlassener Ruheort, an den sich ein Müder zurückgezogen hatte, um unter dem Filigranwerk von Blät-

tern und Zweigen Zeit und Last zu vergessen. In der Versponnenheit dieses Gartens verlieren sich die Jahre. Hier hat vor mehr als 200 Jahren der „wilde Markgraf“, der spätere Gemahl der Schwester Friedrichs des Großen, Friederike Louise, seine Knabenstreiche ausgedacht, und hier hat die Gräfin von Villelume, das frühere Fräulein von Sombreuil, die Schrecken der französischen Revolution zu vergessen versucht. Sie hatte in Paris, um ihren Vater vor der Guillotine zu retten, einen Becher mit Aristokratenblut leeren müssen, und als der Vater später dennoch hingerichtet wurde, floh sie nach Deutschland. Die Ansbacher erzählen sich von ihr, daß sie nie roten Wein trinken oder auch nur sehen mochte, und kein Kleid trug, das von hochroter Farbe war.

In ihrem Haus trafen sich ihre geflüchteten Landsleute und mochten sich von der geschwungenen Säulenfassade des Schloßchens nach Fontainebleau zurückversetzt fühlen und vergessen, daß sie vertrieben und arm waren. An die zweitausend französische Flüchtlinge lebten damals in Ansbach, und die meisten von ihnen mußten sich mühsam ihr Brot verdienen. Herzöge und Marquis verfertigten Instrumente, errichteten Fuhrunternehmungen, stellten Zahnpasten und Parfüms her und Gräfinnen arbeiteten in der Porzellanfabrik in Bruckberg neben den jungen Bürgermädchen von Ansbach.

Die Porzellanfabrik Bruckberg ist aus der alten Ansbacher Fayence-Manufaktur hervorgegangen, aber deren Bedeutung hat sie nie wieder erreicht.

Als vor Jahrhunderten zum ersten Mal chinesisches Porzellan nach Europa kam, waren die Fürsten auf seinen Besitz so begierig, daß sie dagegen große Schätze gaben. Sie sammelten, schenkten und neideten einander jede Schale und Vase aus der gebrannten zerbrechlichen Erde, und wetteiferten um die schönsten Sammlungen dieser Kostbarkeiten, als hinge davon ihr Ansehen in der Welt ab. Und so fielen die Alchimisten nicht in Ungnade, da sie in ihren geheimnisvollen Tiegeln statt Gold Porzellan gebrannt hatten. Zunächst war es noch kein echtes Porzellan, es war weicher und von derselben Beschaffenheit wie die Ware, die man in Italien in Faenza herstellte, die sogenannte Fayence. Ein Zeitgenosse Friedrich des Großen schrieb in seinen Reiseberichten:

„In Anspach verfertigt man eine besondere Art von Porzellan. Der vorige Markgraf hat ein groß Geheimnis gemacht aus einer mit blauer und grüner Farbe vermischten Verguldung des Porzellans, und weiß vielleicht niemand mehr diese Kunst.“

Die Ansbacher Fayence-Manufaktur gelangte durch dieses Geheimnis, das grüne Kupferoxyd neben Rostrot unter der Glasur zu brennen, ohne daß eine Farbe in die andere übergang oder verkohlte, zu einem großen Ruhm, und man bewahrte die Stücke der „grünen Familie“ als Schätze, die sich neben ihren chinesischen Geschwistern sehr wohl sehen lassen konnten.

II.

Die Fürstenhöfe des frühen 18. Jahrhunderts sind geprägt von abendländischem Empfinden, und zwischen Versailles, Potsdam, Nymphenburg und

Belvédere spannen sich die Verbindungsstränge eines europäischen Geistes, der in Kunst und Architektur sichtbar geworden ist. In dieser Zeit gewann die markgräfliche Residenz in Ansbach ihre jetzige Form.

Breit und satt liegt das Schloß im Herbstlicht. Die Sonne hat noch einmal all ihre Kraft gesammelt, schüttet sie über die mächtige Fassade, die zwei Stockwerke hohen weißen Pilaster, sie umspielt die Girlandenkränze unter den Fenstern und verwandelt die Steinfiguren auf der Galerie zu weithin leuchtenden weißen Flecken auf dem blauen Himmelstuch. Sie prallt von den großen Fenstern zurück, fängt sich innen in dem goldbunten Prunksaal, wischt über die vielen hundert bemalten Kacheln an den Wänden des weiten markgräflichen Speisezimmers und springt im Spiegelkabinett von Wand zu Wand über die zierlichen Porzellanfiguren, die in der silberblanken Unendlichkeit den Reigen mit sich selber tanzen.

Als das Schloß unter der großen Markgräfin Christiane Charlotte umgebaut wurde, und seine jetzige Gestalt bekam, lebte in Leipzig der Thomaskantor Johann Sebastian Bach. Die Sommer der letzten Jahre hatten die Musik Johann Sebastian Bachs in den Räumen des Ansbacher Schlosses erklingen lassen und ineinandergefügt, was zu gleicher Zeit gewachsen ist.

Zwischen dem alten und neuen Teil der Stadt liegt der Gürtel der Promenade. Drei Tore lassen den Strom von Menschen und Gefährten hindurchziehen, von den engen Kanälen in das breite Bett der geraden Straßen, Schleußen, die das unruhige Gewimmel für Augenblicke sammeln und dann wieder entlassen. Das westliche, das Herrieder Tor, war ursprünglich der Stadtmitte näher gelegen, aber als der atmenden und wachsenden Stadt der Gürtel zu eng wurde, hat sie es versetzt, wie man eine Gürtelschnalle abtrennt und am erweiterten Riemen neu annäht. Wachsam und unbestechlich steht der Herrieder Turm Posten und behütet mit seinem Blick die Stadt und die weite einschließende Mulde, und in der Nacht glüht das leuchtende Zifferblatt seiner Uhr wie ein spähendes Auge und beschützt die schlafende Stadt.

In den Ecken und Schleifen der winkeligen Gassen drängen sich die Häuser wie schwatzende Frauen, die roten Dächermützen tief übers Gesicht gezogen. Geranien hängen über die Erker und die Erker über das bucklige Pflaster. *Eine Katze liegt auf der Hausschwelle und schläft in der Sonne. Die Zeit ist eingeschlafen.* Zwei Frauen lehnen sich aus dem Fenster und unterhalten sich von Haus zu Haus und lassen den ungeduldigen Käufer an der verschlossenen Ladentüre rütteln und läuten.

III.

Gegenüber dem Stadthaus steht die Gumbertuskirche, dem Süden ihr offenes Gesicht zugewandt, aber nach Westen hin ernst und schweigsam und daran gebaut ein mächtiges Kastell. In seinen dunklen Steinmauern sind die Fenster von weißem gemaltem Gitterwerk eingefast. Der kühle Atem früherer Jahrhunderte weht über uns hin. Hinter seinen Mauern liegt das Herz der Stadt.

Dort entstand und verging das Gumbertuskloster.
 Einsamer Hof mit verlassnen Balkonen;
 Schwalben nisten in ihrem Gebälk,
 und auf den morschen Geländern wohnen
 Glockenblumen, die neigen sich welk
 zu dem steinernen Pflaster in seiner Tiefe.
 Und dort in dem Schatten führt eine schiefe
 vertretene Treppe dem Kreuzgang zu.
 Vielhundert Jahre lang
 hält er schon
 Mönchsgesang,
 Litaneienton
 fest in seinem Gewölbe.
 Immer noch dröhnet dasselbe
 Echo darin. Hörest Du?

Die dicke Holztüre seufzt in den Angeln, fällt schwer hinter uns zu und schiebt uns ein paar Schritte weiter in die Kirche: Ein großer heller Raum, farblose Fenster und hellgraues Gestühl. Fast meint man in einem Sitzungs-saal zu sein, so sachlich und ungeschmückt ist dieser Raum, aber im Osten der Altartisch und die Kanzel darüber mahnen daran, daß es hier nicht um die eigene Stimme geht, sondern um das Wort Gottes. In die helle Nüchternheit dieser Kirche dringt wie Weihrauch das Licht aus der Schwanenritterkapelle links neben dem Altar: Ein Marienaltar auf Goldgrund gemalt, die schwarzen Schleier der Ordensfabnen darüber und an den Wänden, in Stein gehauen, die Ordensritter. In steiler Höhe verflechten sich die Rippen des gotischen Gewölbes zu Gittern, von schweren Schlußsteinen gekrönt und gehalten.

Zwei Arten des Glaubens und des Gebets haben sich hier miteinander verbunden. Was gilt es, daß in der Schwanenritterkapelle nicht mehr Marienan-dachten vollzogen werden und daß an der Stelle der alten Klosterkirche ein Kirchensaal steht, in dem nur allsonntäglich Gottes Wort gepredigt wird. Kraft und Fülle der beiden Konfessionen sind unter dem Dach der Gumber-tuskirche zusammengefloßen.

Die Gelbe Bürg bei Gunzenhausen

Von Peter Endrich

Die heurige Sommer-Studienfahrt des Frankenbundes durchwanderte das südwestliche Mittelfranken und das anschließende württembergische Fran-ken. Gleich am ersten Tag wurde die geschichtlich besonders bedeutsame Gelbe Bürg bei Gunzenhausen aufgesucht.

Fährt man mit der Bahn im Altmühlthal von Gunzenhausen nach Treuchtlin-gen, so muß einem südlich der Bahnlinie am Rande des Jura-Bergzuges ein kahler, tafelförmiger Berg auffallen, der vom walddreichen Hahnenkamm völlig